

# Miteinander Sein

## Überlegungen zur Behinderten-Seelsorge

Von Michael Marsch OP

Die Versuchung aller Seelsorge besteht darin, etwas für andere tun zu wollen.

»Miteinander sein ist mehr, als etwas für andere zu tun«, sagt Jean Vanier, der Gründer der *Arche*, als Fazit von fünfundzwanzig Jahren gemeinsamen Lebens mit geistig Behinderten. »Wie macht man das?«, möchte man ihn fragen. »Und sind die über zweihundert Hausgemeinschaften der *Arche* auf den fünf Kontinenten, in denen Behinderte und Nichtbehinderte vierundzwanzig Stunden um die Uhr gemeinsam leben, so ganz von selbst entstanden – nur dadurch, daß man zusammen ist?«

Man kann freilich auch anders fragen: Was macht den Erfolg der *Arche* aus? Warum pilgern immer mehr junge Menschen aller Glaubensschattierungen heute nach Trosly, dem »Mutterhaus« der *Arche*, eine Stunde nördlich von Paris, ähnlich wie man nach Taizé pilgert oder nach Assisi?

Man kann auch fragen: Wer ist überhaupt dieser Jean Vanier? Wie hat das alles angefangen?

Zunächst war der gebürtige Kanadier königlicher Marineoffizier auf einem Flugzeugträger, dann Philosophie-Professor am *St. Michaels College* der Universität Toronto. Dazu ausgebildet hatte ihn in Paris der Dominikanerpater Thomas Philippe.

Vanier besuchte P. Thomas 1954, als dieser Hausgeistlicher eines Behindertenheims in Trosly geworden war.

Überwältigt von der ihm gänzlich unbekanntem Welt der geistig Behinderten, entschloß Vanier sich, ohne die geringste Kompetenz sein Leben mit Behinderten zu teilen. Mit zwei von ihnen und Pater Thomas Philippe zog er in ein baufälliges Bauernhaus, das er *L'Arche* nannte.

Damit begann jenes Abenteuer, von dem er fünfundzwanzig Jahre später schreibt: »Durch das Leben mit diesen Männern und Frauen, die mehr oder weniger entstellt waren, wollte ich ihnen ein menschliches Dasein ermöglichen. Aber nach und nach entdeckte ich, daß sie es waren, die mir zu einem menschlichen Gesicht verhalfen. Sie ließen mich entdecken, wie sehr ich Mensch bin.«<sup>1</sup>

Was war geschehen? Gut katholisch erzogen und zum Laientheologen ausgebildet, entdeckte der Offizier und Professor mit vierzig Jahren die rettende Ge-

genwart Gottes in denen, die zu heilen und zu retten er seine Universitätskarriere aufgegeben hatte: in den Geringsten!

Was bleibt exemplarisch an diesem Weg? Ein wirksamer Dienst am Nächsten, so meinen wir, setzt vor allem die entsprechende Kompetenz voraus. Das gilt besonders dann, wenn es sich um so komplizierte und vielschichtige Nächste handelt wie die geistig Behinderten. Kompetenz aber bringt unvermeidlich auch ein hierarchisches Gefälle mit sich: vom Betreuer zum Betreuten, vom Gebenden zum Empfangenden.

Warum vergessen wir das so gern? Unsere Kompetenz erweist sich zunächst als ein Schutzschild gegen das allzu unvorhersehbare Gebaren der Behinderten. In seiner ständigen Wiederholung droht es uns nicht nur auf den Geist zu gehen, sondern langsam aber sicher auch unter die Haut. Bekommen wir die Behinderung des anderen nicht in den Griff aufgrund dessen, was wir für unseren Wissensvorsprung halten, so drohen unsere eigenen Behinderungen ans Licht zu kommen: unsere schwachen Seiten, unsere schwer in Zaum zu haltenden Sympathien und Antipathien, unsere Anfälligkeit für Launen und Verstimmungen. Manchmal werden sich sogar jene Ängste hervorwagen, die uns so bedrohlich erscheinen, daß wir sie sofort wieder verdrängen müssen – eben durch unsere Kompetenz, durch die wir »darüberstehen«, so gut und so lange es eben geht ...

Durch die Beharrlichkeit des Kindes und die Einfalt seiner liebenden Zuwendung aber vermag der Mensch mit einer geistigen Behinderung eines Tages mein gesamtes seelisches Gleichgewicht ins Wanken zu bringen. Ich gerate außer Fassung – und das, wie sich bei näherem Hinsehen herausstellt, nicht nur für Augenblicke, sondern manchmal für ein ganzes Leben.

Meine Sachkompetenz aber hat noch ein weiteres vermeintliches Plus: Es gibt mir das Bewußtsein, verantwortlich für den anderen zu sein. Die Reaktionen des anderen können mir nicht viel anhaben, solange ich gelernt habe, sie einzuordnen. Ich weiß, was ich ihm hilfreich zu raten habe, wie ich brüderlich mit ihm umgehen muß. Als sein Seelsorger oder Erzieher werde ich immer nur sein Bestes für ihn wollen – aber was sein Bestes ist, weiß eben ich für ihn, weil er selbst es durch seine Behinderung nicht wissen kann. Ich werde auch für ihn entscheiden, welche seiner Verhaltensweisen für die Einordnung in eine Gemeinschaft nützlich sind, woran »wir« noch arbeiten müssen und was er lieber ganz unterlassen sollte.

Vanier, der Offizier mit dem philosophisch-theologischen Hintergrundwissen, meinte zunächst auch tatsächlich, in Gemeinschaft mit Behinderten leben, hieße, seinen Schützlingen bis ins Detail zu erklären, was sie zu tun hätten und warum – und geduldig darauf zu achten, daß sie es auch wirklich täten. Daß die Behinderten ganz eigene Vorstellungen vom gemeinsamen Leben hatten, die durchaus nicht immer mit den seinen übereinstimmten, mußte er erst langsam lernen. Und mehr noch: er mußte lernen, die Eigenart ihrer Persön-

lichkeit wahrzunehmen und ernstzunehmen, sie zu achten und schließlich zu lieben.

Vanier mußte lernen, daß mit geistig Behinderten sein Leben zu teilen bedeutet, die verborgene und geheimnisvolle, aber darum nicht weniger reale Gegenwart Christi in *jedem* Glied seines mystischen Leibes zu entdecken – und sich von *jedem* Menschen durch diese Gegenwart beschenken, anrühren und wandeln zu lassen.

Das freilich kann zu Konsequenzen führen, die in uns aufzunehmen wir nicht ohne weiteres bereit sind: Sie stehen im Widerspruch zu allem, was wir gewohnt sind. Zunächst einmal wirft die Tatsache, Gottes heilende und erlösende Gegenwart in jedem Menschen erkennen und anerkennen zu müssen – auch in dem ärmsten, entstelltesten und abstoßendsten –, ein recht ungewohntes Licht auf die Menschwerdung Christi.

Ich muß wörtlich nehmen, was Paulus sagt: Er hat nicht auf seinem göttlichen Dasein beharrt, sondern hat sich entäußert und Menschengestalt angenommen, und zwar unter den Bedingungen eines Sklaven (vgl. Phil 2,2 ff.). Das heißt im Klartext, er führte ein Leben ohne jede Menschenrechte, willkürlich herumgestoßen und ausgebeutet, voller Schwächen und Ängste.

Schon das paßt ganz und gar nicht in unser gewohntes Gottesbild. Gerade in diesen Schwächen und Ängsten aber soll sich nun auch noch die heilende, rettende und erlösende Kraft unseres Gottes erweisen – und dies unter einer unheimlichen und befremdenden, entstellten und abstoßenden Gestalt! Am bedrohlichsten werden wir dabei gerade die beharrliche Zuwendung dieser Gestalt erleben. Denn in der zarten Glut ihrer einfältigen Liebe droht selbst der komplizierteste Panzer unseres Fachwissens und unserer Sachkompetenz zu schmelzen. Langsam aber sicher sehen wir uns nicht nur wie entblößt den eigenen Schwächen und Behinderungen gegenüber, sondern staunend lernen wir, zu unseren geheimsten Zweifeln und Ängsten »ja« zu sagen – und auf ihrem Grunde jenen »Christus in mir« zu erblicken, der in mir lebt und aus dem ich lebe.

Mit einer derartigen Zumutung hatte C.G. Jung schon vor gut fünfzig Jahren einen Kongreß evangelischer Pfarrer konfrontiert. Vanier zitiert ihn darum am Ende seines Buches *Heilende Gemeinschaft*:

»Was ich dem geringsten unter meinen Brüdern tue, habe ich Christo getan. Wenn ich nun aber entdecken sollte, daß der geringste von allen, der ärmste aller Bettler, der frechste aller Beleidiger, ja der Feind selber *in mir* ist, ja daß ich selbst des Almosens meiner Güte bedarf, daß ich mir selber der zu liebende Feind bin, was dann? Dann dreht sich in der Regel die ganze christliche Wahrheit um. Dann gibt es keine Liebe und Geduld mehr, dann sagen wir zum Bruder in uns »Racha«, dann verurteilen wir uns und wüten gegen uns selbst. Nach außen verbergen wir es, wir leugnen es ab, diesem Geringsten unter uns je begegnet zu sein. Und sollte Gott selber es sein, der in solch verächtlicher

Gestalt an uns herantritt, so hätten wir ihn tausendmal verleugnet, noch ehe überhaupt der Hahn gekräht hätte.«<sup>2</sup>

Was der geistig Behinderte mir zu vermitteln vermag, ist wahrhaft ungeheuerlich: meine eigenen seelischen Verwundungen und Behinderungen nicht wahrhaben zu wollen, sie einfach zu übersehen, bedeutet, mich an meinem Gott, an seiner Selbsterniedrigung für mich, an seinem Kreuz vorbeizudrücken – damit aber auch an seiner alles verwandelnden Auferstehungskraft: »Durch seine Wunden sind wir geheilt.«

Der behinderte Mensch hält sich zum Glück nicht an unseren Masken und Rollenspielen auf, sie seien noch so fromm und noch so gekonnt. Der Mensch mit einer geistigen Behinderung interessiert sich nicht für unsere Leistung, unsere Intelligenz und unsere Kompetenz. Er will unser Herz. Gerade in *dieser* Herausforderung aber erweist sich seine Gegenwart als heilend, rettend und erlösend für uns.

Wir dürfen und müssen uns dann fragen, ob die in vielen kirchlichen Einrichtungen und Denkschemen selbstverständliche Priorität von Kompetenz und Effizienz tatsächlich dem Evangelium entspricht – oder ob sie nicht viel häufiger eine Anleihe beim »Geist dieser Welt« darstellt. Wo Wissen ist, ist immer auch die Versuchung zur Macht. Machtstreben im kirchlichen Bereich kann die seltsamsten Formen annehmen. Besonders gern verbirgt es sich unter einer nimmermüden Dienstbereitschaft: all meine Fähigkeiten und Kräfte sollen ausschließlich den Ärmsten gehören. Aber wehe diesen Ärmsten, wenn sie mir nicht ebenso ausschließlich gehorchen! Wenn sie etwa jemand anders lieber mögen als mich – oder gar tun, was der andere ihnen sagt.

Noch einmal: Wissen führt sehr leicht zu Machtstreben, Machtstreben zu Konkurrenzdenken, Konkurrenzdenken zu Habenwollen. Wo aber die Begierde sich einmischt, da ist der Geist dieser Welt in seinem Element. Da kann vom *Dienst* im Sinn des Evangeliums keine Rede mehr sein. Und sollte die übertriebene Dienstbereitschaft auch zum Herzinfarkt führen – das Gefälle zwischen Betreuer und Betreutem ist dadurch keineswegs aufgehoben. Im Gegenteil, der Betreute hat dankbar zu sein für so viel Betreuung, er hat ein schlechtes Gewissen zu haben, wie strapaziös er ist. Die Illusion des Betreuers aber bleibt unerschütterlich: ich weiß mehr – und also habe ich mehr Verantwortung, das Rechte für den anderen zu tun. Ich muß Gehorsam fordern können – und ihn auch durchzusetzen wissen.

Solche Machtansprüche können recht subtile Formen annehmen, besonders im kirchlichen Bereich. In der Behindertenarbeit ist heute viel von Normalisierung die Rede. Etwas vereinfacht lautet die These: Der geistig behinderte Mensch ist ein Mensch wie jeder andere, und deswegen sollten ihm auch alle Menschenrechte offenstehen, zum Beispiel das Recht auf freie Sexualität.

Ob Menschen mit einer geistigen Behinderung von diesem Recht Gebrauch machen *wollen*, stellt Jean Vanier aus seiner langjährigen Erfahrung im Leben mit Behinderten ganz entschieden in Frage. Für den behinderten Menschen wie für jeden anderen geht es *zuerst* um die Geborgenheit in der ganzheitlichen Beziehung. Diese *kann* in der Ausübung der Sexualität eine Ausdrucksform unter anderen finden, wenn es sich tatsächlich um eine beständige Beziehung handelt, um einen Bund fürs Leben. Geistig behinderte Menschen werden um so mehr nach Geborgenheit und Wärme in der ganzheitlichen Beziehung suchen, je mehr sie schon von frühester Kindheit an im Elternhaus oder im Erziehungsheim Mangel daran gelitten haben. Fördert man die Ausübung sexueller Kontakte systematisch, zwingt man die Behinderten gleichsam dazu mit dem Argument, sie hätten sonst keinerlei Möglichkeit, ihr Verlangen nach Beziehung auszudrücken, so treibt man sie damit nur in weitere Frustrationen und Enttäuschungen. Ihre innere Vereinsamung wird dadurch nicht abgebaut, sie nimmt zu.

Seelsorger und Erzieher aber vermeiden durch so viel eigene »Großzügigkeit« das Eingehen nuancierter und engagierter Beziehungen mit den Behinderten, durch die sie zwar intensiv gefordert, aber auch beschenkt werden könnten. Anstatt sich der eigenen Behinderung zu stellen, gibt man sich hochherzig und human – und überläßt die Behinderten nicht nur ihren Behinderungen, sondern auch ihren Frustrationen und traurigen Kompensationen. Das aber gilt dann als normal: Die Menschenrechte machen's möglich.

Welch grotesken Angriff auf Würde und Freiheit des Menschen diese Normalisierung bedeutet, wie sehr hier der Mensch zum Objekt degradiert wird, welch rein atheistisch-materialistisches Menschenbild dahintersteht, fällt bei soviel »Menschlichkeit« kaum mehr auf.

An diesem einen Beispiel unter vielen anderen wird allzu deutlich, welche verheerenden Auswirkungen die kritiklose Übernahme von – keineswegs gesicherten – Erkenntnissen der Humanwissenschaften in den Bereich der Seelsorge und besonders der Behinderten-Seelsorge haben kann. Die Tragödie des Menschen – des »Erwachsenen« wie man heute sagt – heißt nicht erst seit gestern Unabhängigkeit um jeden Preis: Ich muß mich selbst verwirklichen, selbst versorgen, selbst zufriedenstellen können – bis zur Befriedigung meiner Triebe. Abhängigkeit ist für den zum Erwachsenein Verdammten kein Glück, sondern ein Unglück, keine Bereicherung und Erfüllung, sondern ein Zeichen von Schwäche, ein notwendiges Übel, von dem man sich um jeden Preis selbst erlösen möchte.

Kein Wunder, daß dadurch auch die Abhängigkeit von Gott für viele Erwachsene längst zum notwendigen Übel geworden ist. Betet man überhaupt noch, dann betet man lieber leise. Ob man dabei froh wird, sei lieber nicht gefragt. Es geht auch niemand etwas an. Der Freund, der Ehepartner, der Pfarrer hat sich in meine Gottesbeziehung nicht einzumischen. Ich möchte ihm da-

mit auch nicht zu nahe treten oder gar zur Last fallen. Ob ich selbst noch von *Gottesbeziehung* reden kann, ist auch mir nicht so ganz klar. Also schweige ich lieber darüber.

Das Versteckspiel der Erwachsenen mit sich selbst, mit anderen Menschen und mit Gott, die ständige Bedrohung durch Gottes liebevoll gemeintes »Adam, wo bist Du?«, scheint heute *der* Mehltau auf fast allen Arten christlichen Miteinanders: auf Ehe und Familie an erster Stelle, aber ebenso auf Klöstern und Ordenshäusern, karitativen Einrichtungen und Behindertenheimen. Weil die Unschuld, weil Abhängigkeit in Liebe keinen Platz mehr hat in unseren Herzen, hat auch das Kind keinen Raum mehr unter uns Erwachsenen. Wir mögen nun einmal Schubfächer und Etiketten. »Man weiß doch, wo und wie«, sagt der Schüler im *Faust* dankbar zu Mephisto. Aber genau bei diesem Wissen hört meist auch schon das Staunen auf, welches das Kind auszeichnet. Dort setzt das Rollenspiel ein, die Verdrängungen und die Neurosen, die so ungeheure Mengen seelischer Energie verschlingen. Und das Miteinander wird steril: beständige Beziehungen in der Tiefe werden sorgsam gemieden.

Kinder aber bringen es selbst in unserer Welt des allgegenwärtigen »Großen Bruders« noch fertig, sich relativ lange die Fähigkeit des Staunens zu bewahren. Werden wie die Kinder heißt darum gerade nicht, in die kindische Illusion der Unabhängigkeit zu verfallen, indem man alles wissen und einordnen und unter Kontrolle bringen möchte, bevor es überhaupt existiert – wie zum Beispiel das menschliche Leben! Werden wie die Kinder heißt, dankbar staunen zu lernen, daß etwas ist, wie es ist – und daß es sich entwickeln wird, wie niemand es vorher wissen kann. Werden wie die Kinder heißt auch, Überraschungen nicht von vornherein aus dem Programm zu streichen, sondern sie zu lieben, auch wenn sie uns gründlich aus der Fassung bringen. Werden wie die Kinder heißt schließlich, Geheimnisse zu mögen – und jenen Teil des Unberechenbaren, der zum Geheimnis dazugehört.

Das zu wollen aber wird schöne Theorie bleiben, solange Christus als das Kind des Vaters nicht die lebendige Mitte unseres Lebens ist und bleibt. Mit anderen Worten, solange wir nicht dem Kind in uns den Raum und das Recht geben, zum Vater zu beten: »Ich preise dich, weil du dies den Weisen und Klugen verborgen hast, den Unmündigen aber geoffenbart« (Lk 10,21).

Damit kann nichts anderes gemeint sein als unsere Heilung – die Heilung unseres Unabhängigkeitsstrebens – im Opfer Christi, dessen Speise es ist, den Willen des Vaters zu tun (vgl. Joh 4,31). Unmündig müssen wir werden, um unsere Heilung durch Christus annehmen und in unser Leben aufnehmen zu können. Denn diese Heilung ist nicht nur Symptombhebung im Sinn der Schulmedizin, sondern sie ist Teilhabe am Reich Gottes: »Freut euch, daß eure Namen im Himmel verzeichnet sind« (Lk 10,21), heißt es unmittelbar vor dem Dankgebet Jesu für die Unmündigen.

Unmündig zu werden im Sinne Jesu ist aber nicht nur eine Vorbedingung für

unser eigenes Heil und unsere eigene Heilung. Es ist auch notwendig, damit für viele sichtbar wird: Unsere Heilung besteht nicht nur in der Behebung von Symptomen, sondern vor allem in der Begegnung mit dem Heiland, im Kommen Seines Reiches und in der Übernahme der Werte dieses Reiches in mein Leben. Die Zeugniskraft christlichen Miteinanders liegt darin, daß nicht nur Menschen als Gründer oder Inspiratoren dieses Zusammenlebens sichtbar werden, sondern mehr noch die Liebe des Vaters zu seinen Kindern. Menschen können immer nur Mittler dieser Liebe sein. Sie können sich vom Vater lieben lassen in dem Maß, wie sie bereit sind, Kinder zu werden. Und sie können die empfangene Liebe weitergeben als die unverdiente, weil unverdienbare Gabe, die sie ist: »Umsonst habt ihr empfangen, umsonst sollt ihr geben« (Mt 10,8).

Allerdings können Menschen diese Gabe nicht nur direkt von Gott empfangen. Werden sie wirklich wie die Kinder, dann entdecken sie staunend ihre Angewiesenheit auf andere: die Erfüllung und Bereicherung durch die bewußte und freiwillige Abhängigkeit von anderen Menschen. Damit aber öffnet sich für viele ein ganz neuer Horizont ihres herkömmlichen Christseins: als bevorrechtigte Mittler der unverdienten Gaben Gottes entdecken sie jene, um die sie bis dahin einen großen Bogen machten. Wie sagt der heilige Franziskus nach der Umarmung des Aussätzigen vor den Toren von Assisi? »Was mir bis dahin Bitterkeit war, wurde mir nun zur Süße.« Die Bitterkeit ist sein vom Wohlstand und Ansehen geprägtes Leben des reichen Kaufmannssohns, die Süße aber ist die Begegnung mit Christus in der Gestalt des Aussätzigen.

Der heute fünfundachtzigjährige Dominikaner Thomas Philippe, Lehrer von Jean Vanier und Mitbegründer der *Arche*, sagte einmal: »Natürlich braucht die *Arche* Administratoren, aber die Inspiratoren unserer Gemeinschaft sind die geistig Behinderten. Jahrzehntlang habe ich die *Summa* des heiligen Thomas von Aquin vom Katheder herab gelehrt, aber verstanden habe ich sie erst hier: durch die Armen. Sie haben mich nicht nur von Mißverständnissen und Vorurteilen geheilt, sie haben mir vor allem Gottes Liebe zu den Menschen neu offenbart. Darum bin ich heute gern ihr Schüler.«

Nach Jean Vanier und Thomas Philippe hat sich neuerdings ein weiterer Professor mit fast sechzig Jahren auf diesen Weg begeben, einer der Spiritualität noch dazu, der auch bei uns kein Unbekannter ist.

Henri Nouwen verließ 1985 die *Harvard*-Universität und lebt seit 1986 mit geistig Behinderten in der *Arche Daybreak* bei Toronto.

Zwischen *Harvard* und *Daybreak* liegt das, was er selbst *meinen Abstieg* nennt: Ein Sabbatjahr in der *Arche* von Trosly bei Paris. Sein fast dreihundert Seiten umfassendes geistliches Tagebuch aus dieser Zeit erschien unter dem bezeichnenden Titel *Nachts bricht der Tag an*.<sup>3</sup> Leicht geworden ist ihm dieser

---

3 H. Nouwen, *Nachts bricht der Tag an*. Freiburg 1989.

Weg offensichtlich nicht: »Viele dieser Notizen künden von Ratlosigkeit, Furcht und Einsamkeit, denn die Reise geschah größtenteils bei Nacht« heißt es im Vorwort. Was hat er getan, seine Ohnmacht zu überwinden?

In der Karwoche 1986 notiert er: »Für mich ist es eine wichtige Erkenntnis, daß Jesus seine Sendung nicht durch sein Tun erfüllt, sondern durch das, was man ihm antut. Ganz wie bei anderen auch, entscheidet über den größten Teil meines Lebens, was man mir antut, und ist mein Leben somit Passion. Und da der größte Teil meines Lebens Passion ist, aus dem zusammengesetzt, was man mir antut, ist das, was ich denke, sage oder tue, nur in geringem Ausmaß entscheidend für mein Leben. Das ist nicht nach meinem Geschmack, und ich möchte lieber ganz Aktion sein, die auf meine eigene Initiative zurückgeht. Aber es ist wirklich so, daß das Erleiden in meinem Leben einen viel breiteren Raum einnimmt als das Tun. Das nicht wahrhaben zu wollen, ist ein Nein zu mir selbst ...

Jesu Worte an Petrus machen mir bewußt, daß Jesu Übergang vom Tun zum Leiden auch der unsere sein muß, wenn wir ihm auf seinem Weg folgen wollen. Er sagt: »Als du noch jung warst, hast du dich selbst gegürtet, und konntest gehen, wohin du wolltest. Wenn du aber alt geworden bist, wirst du deine Hände ausstrecken, und ein anderer wird dich gürtet und dich führen, wohin du nicht willst« (Joh 21,18).

Auch ich muß mich »ausliefern« lassen und so vollbringen, wozu ich berufen bin.<sup>4</sup>

Dieses Wort Jesu an Petrus wird für Nouwen zum Leitmotiv seines ganzen Abstiegs. Ein Fazit findet sich in einem Vortrag vor amerikanischen Priestern.<sup>5</sup>

Über »... und führen, wohin du nicht willst« heißt es darin: »Diese Worte sind eine ständige Herausforderung, immer wieder die Macht in jeder Form loszulassen und Jesus auf seinem demütigen Weg zu folgen ... Der Aufstieg in verantwortliche Ämter ist im Christentum kein Aufstieg zur Möglichkeit immer größerer Freiheit und Mobilität – um solche Karrieren zu ermöglichen, wird in unserer Welt alles aufgewendet –, sondern in Wirklichkeit bedeutet er den Abstieg zu immer größerer Verfügbarkeit, die am Kreuz ihre Vollendung findet ... Wir rühren hier an das wichtigste Merkmal, künftig in der Kirche Verantwortung zu tragen. Wer diese Aufgabe übernimmt, sollte sich nicht mit Macht und umfassenden Befugnissen ausstatten, sondern mit Machtlosigkeit und Demut, denn er soll den Menschen den leidenden Gottesknecht Jesu vor Augen halten. Es versteht sich von selbst, daß ich damit nicht meine, künftige Amtsträger sollten psychologisch schwache und blasse Persönlichkeiten sein, die zu bloßen passiven Opfern und Vollstreckern derer werden, die sie manipu-

4 Ebd., S. 192.

5 H. Nouwen, *Seelsorge, die aus dem Herzen kommt. Christliche Menschenführung in der Zukunft*. Freiburg 1989.

lieren. Nein, ich spreche von Persönlichkeiten, die so stark sind, daß sie konsequent auf Macht zugunsten von Liebe verzichten können. Darin besteht echte geistliche Führungsqualität.

Machtlosigkeit und Demut auf geistlichem Gebiet sind nichts für Menschen, die kein Rückgrat haben und sich alle Entscheidungen von anderen abnehmen lassen ... Wer in Zukunft in der Gemeinschaft der Christen andere Menschen führen will, muß radikal arm sein ... Welchen Wert hat das Armsein? Keinen – außer daß es uns die Möglichkeit bietet, auf unseren Führungsanspruch zu verzichten und statt dessen Geführte zu werden. Als Arme werden wir abhängig von den positiven oder negativen Reaktionen derjenigen, die wir besuchen; folglich werden wir wirklich dorthin geführt, wo der Geist Jesu uns haben will.«<sup>6</sup>

Aus dem, was er durch das Leben mit geistig Behinderten gelernt hat, ergeben sich für Nouwen die Bedingungen für die Seelsorge der Zukunft: Der Verzicht auf die Sicherheit, gebraucht zu werden und beliebt zu sein, indem man »ankommt« – und dadurch unvermeidlich in die Versuchung gerät, Macht auszuüben. An die Stelle des Machtstrebens tritt das kontemplative Gebet des Priesters, das Nouwen in den Worten Jesu an Petrus zusammenfaßt: »Liebst du mich?« Das ständige Sichprägenlassen durch diese Frage sollte die oberste Priorität des Priesters sein, die alle anderen Beschäftigungen und Verhaltensweisen auf die Plätze verweist. Das bedingungslose »Ja« des Petrus ist die einzige, aber auch die unverzichtbare Bedingung zu dem Auftrag, der allein zählt: »Weide meine Schafe.«

Dies freilich wird nie gelingen können ohne die ständige Bereitschaft, die eigene Schuld der mangelnden Liebe einzugestehen – und anderen zu verzeihen. Der Seelsorger würde sich sonst nur im Pochen auf die Macht verhärten und verbittern. Er würde die Berufung und das damit verbundene Angebot »Ein anderer wird dich gürt« gar nicht wahrnehmen können und die Verheißung »und führen, wohin du nicht willst« als Manipulation und Entfremdung mißdeuten.

Ihre geistliche Nüchternheit erhält diese Grundhaltung des Seelsorgers durch beständige theologische Reflexion: »Die Seelsorger der Zukunft müssen Theologen sein – Menschen, die das Herz Gottes kennen und – durch Gebet, Studium und sorgfältiges Analysieren – ausgebildet sind, alle scheinbar rein zufälligen Dinge ihrer Zeit zu durchschauen und darin das geheimnisvolle heilschaffende Wirken Gottes zu erkennen und ihren Mitmenschen zu offenbaren ... Diese Schulung kann nicht nur auf intellektuellem Gebiet erfolgen. Dazu bedarf es einer zutiefst geistlichen Formung der ganzen Persönlichkeit – einer Formung von Leib, Geist und Herz.«<sup>7</sup>

---

6 Ebd., S. 60f.

7 Ebd., S. 66f.

Nouwen weiß, daß seine Erfahrungen und deren Weitergabe nicht neu sind, aber dennoch in der Praxis der Seelsorge weitgehend verdrängt und daher so gut wie unbekannt:

»Was ich gesagt habe, ist offensichtlich nichts Neues, aber ich hoffe und bete, daß Sie gemerkt haben: das älteste, traditionellste Ideal des christlichen Seelsorgers ist immer noch das Ideal, das auf seine Verwirklichung in der Zukunft wartet.«<sup>8</sup>

Warum soviel Zögern auf breiter Front, wenn die Sehnsucht nach Erlösung – vor allem auch der eigenen Erlösung als Seelsorger – täglich intensiver wird? Nouwen führt Ideale an, die für ihn zur Wirklichkeit geworden sind, aber vor deren Verwirklichung viele Priester immer noch zurückschrecken, als wäre dies alles wirklichkeitsfremd und indiskutabel, weil es aus der Realität der Seelsorge herausführe und auch den Seelsorger sich selbst entfremde:

»Ich möchte Sie entlassen mit dem Bild vom Verantwortlichen in der Kirche, der seine beiden Hände weit ausstreckt und ein Leben wählt, das ihn in eine stete Abwärtsbewegung führt. Es ist das Bild eines Menschen, der betet, der verwundbar ist und der ein grenzenloses Vertrauen hat. Ich wünschte, dieses Bild könnte Sie mit Hoffnung, Mut und Zuversicht erfüllen, wenn Sie ins kommende Jahrhundert vorausdenken.«<sup>9</sup>

Neben Gebet und Vertrauen scheint das Schlüsselwort hier *innere Verwundbarkeit*. Soll der Seelsorger eine eher leidende als leitende Funktion haben, dann muß er bereit sein, sich verwunden zu lassen. Gerade davor haben viele von uns Angst. Zu viele Verwundungen durch ständige Demütigungen und Mißerfolge im Beruf sind längst schon zu unerträglich geworden.

Auch dem gefragten *Harvard*-Professor ging das im Grunde nie anders. Woher hat er die Bereitschaft zur Verwundung empfangen – und schließlich die Gnade jener Wunde, die niemals heilt, aber durch die allein wir für immer geheilt werden können?

Durch die Liebe, ja die Zärtlichkeit von Gottes Gegenwart in den Ärmsten. Von ihnen geht jene Seelsorge aus, die durch keine Methode und kein Buchwissen erlernbar ist, die man sich von ihnen nur schenken lassen kann. In ihrem Herzen schlägt das Herz Gottes.

Wie sagt Jean Vanier? »Durch das Leben mit diesen Männern und Frauen, die mehr oder weniger entstellt waren, wollte ich ihnen ein menschliches Dasein ermöglichen. Aber nach und nach entdeckte ich, daß sie es waren, die mir zu einem menschlichen Gesicht verhalfen. Sie ließen mich entdecken, wie sehr ich Mensch bin.«<sup>10</sup>

8 Ebd., S. 70.

9 Ebd., S. 70f.

10 J. Vanier, *Heilende Gemeinschaft*, a.a.O., S. 10. – Vgl. zum Thema auch die anderen Bücher des Autors: *Gemeinschaft, Ort der Versöhnung und des Festes*. Salzburg 1990; *Herausfordernde Gemeinschaft*. Salzburg 1987; *Heile, was gebrochen ist*. Freiburg 1990.